

Pädagogische Psychologie und
Entwicklungspsychologie

herausgegeben von D. H. Rost

77

Yvonne Gassmann

Pflegeeltern und ihre Pflegekinder

WAXMANN

Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie

herausgegeben von Detlef H. Rost

Wissenschaftlicher Beirat

Jürgen Baumert (Berlin)
Oliver Dickhäuser (Mannheim)
Marcus Hasselhorn (Frankfurt)
Andreas Knapp (Wildbad)
Olaf Köller (Berlin)
Detlev Leutner (Essen)
Sabina Pauen (Heidelberg)
Ulrich Schiefele (Bielefeld)
Christiane Spiel (Wien)
Sabine Weinert (Bamberg)

Editorial

Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie sind seit jeher zwei miteinander eng verzahnte Teildisziplinen der Psychologie. Beide haben einen festen Platz im Rahmen der Psychologenausbildung: Pädagogische Psychologie als wichtiges Anwendungsfach im zweiten Studienabschnitt, Entwicklungspsychologie als bedeutsames Grundlagenfach in der ersten und als Forschungsvertiefung in der zweiten Studienphase. Neue Zielsetzungen, neue thematische Schwerpunkte und Fragestellungen sowie umfassendere Forschungsansätze und ein erweitertes Methodenspektrum haben zu einer weiteren Annäherung beider Fächer geführt und sie nicht nur für Studierende, sondern auch für die wissenschaftliche Forschung zunehmend attraktiver werden lassen. „Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie“ nimmt dies auf, fördert die Rezeption einschlägiger guter und interessanter Forschungsarbeiten, stimuliert die theoretische, empirische und methodische Entfaltung beider Fächer und gibt fruchtbare Impulse zu ihrer Weiterentwicklung einerseits und zu ihrer gegenseitigen Annäherung andererseits.

Der Beirat der Reihe „Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie“ repräsentiert ein breites Spektrum entwicklungspsychologischen und pädagogisch-psychologischen Denkens und setzt Akzente, indem er auf Forschungsarbeiten aufmerksam macht, die den wissenschaftlichen Diskussionsprozess beleben können. Es ist selbstverständlich, dass zur Sicherung des Qualitätsstandards dieser Reihe jedes Manuskript – wie bei Begutachtungsverfahren in anerkannten wissenschaftlichen Zeitschriften – einem Auswahlverfahren unterzogen wird („peer review“). Nur qualitätsvolle Arbeiten werden der zunehmenden Bedeutung der Pädagogischen Psychologie und Entwicklungspsychologie für die Sozialisation und Lebensbewältigung von Individuen und Gruppen in einer immer komplexer werdenden Umwelt gerecht.

Yvonne Gassmann

Pflegeeltern und ihre Pflegekinder

Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen
und Ressourcen im Beziehungsgeflecht



Waxmann 2010

Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Arbeit wurde von der Philosophisch-humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern auf Antrag von Prof. Dr. Walter Herzog (Hauptgutachter) und Prof. Dr. Klaus Wolf (Zweitgutachter) als Inauguraldissertation angenommen.

Bern, den 13. März 2009

Der Dekan: Prof. Dr. Rolf Becker

Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie; Bd. 77

herausgegeben von Prof. Dr. Detlef H. Rost

Philipps-Universität Marburg

Fon: 0 64 21 / 2 82 17 27

Fax: 0 64 21 / 2 82 39 10

E-Mail: rost@mail.uni-marburg.de

ISSN 1430-2977

ISBN 978-3-8309-2246-9

© Waxmann Verlag GmbH, 2010

Postfach 8603, D-48046 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Kommunikationsdesign, Ascheberg

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, DIN 6738

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

*Für Rahel Bär und für Laura Bär
und für ihren Bruder Luca Bär († 6. August 2004)*

Vorwort der Pflegekinder-Aktion Schweiz

Yvonne Gassmann untersucht in ihrer Studie den Verlauf von Pflegefamilienplatzierungen über einen Zeitraum von fast zehn Jahren. Durch den längsschnittlichen Charakter der Studie sind in der Schweiz erstmals gehaltvolle Aussagen zum «Erfolg» von Pflegebeziehungen zulässig. Der Arbeit kommt deshalb Pioniercharakter zu, gibt es doch in der Schweiz bisher keine Studien, die Pflegekindverhältnisse über einen so langen Zeitraum verfolgt und auf ihre Wirksamkeit hin überprüft haben.

Der Pflegekinderbereich stellt in der Schweiz, aber teilweise auch in anderen Ländern, ein forschungsmässig leider wenig bearbeitetes Gebiet dar. So fehlen beispielsweise in der Schweiz fast gänzlich statistische Daten über die Unterbringung von Kindern in Pflegefamilien, den Verlauf der Pflegeverhältnisse und den Verbleib der Pflegekinder nach offiziellem Ablauf der ausser(herkunfts)familialen Platzierung. Ebenso mangelt es an verbindlichen Standards für die Platzierung und Begleitung von Kindern und Jugendlichen in Pflegefamilien.

Yvonne Gassmann ist es gelungen, ein vernachlässigtes Forschungsthema aufzugreifen und im Rahmen eines überzeugenden Untersuchungsdesigns umzusetzen. Sie leistet damit einen grossen Beitrag zur Klärung wichtiger Fragen im Pflegekinderbereich und vermag hilfreiche Empfehlungen zur Verbesserung der Praxis zu geben. Besonders erwähnenswert ist der Einbezug der Kinderperspektive. Gerade aus Sicht der direkt Betroffenen fehlen uns für die Praxis oft wichtige Hinweise und Bewertungen, die zur Bewältigung der Situationen hilfreich sein können.

Die Autorin entwickelt in ihrer Studie ein eigenes und unserer Meinung nach sehr praxisrelevantes Modell zur Typisierung von Pflegebeziehungen, welches das ganze Spektrum der Formenvielfalt im Pflegefamilienbereich abbildet und die komplexen Verhältnisse zu strukturellen Bedingungen differenziert aufzuzeigen vermag. Erstmals sind durch ihre Studie auch exakte Daten zur Beendigung von Pflegeverhältnissen greifbar geworden. Die Bewertung und Interpretation des «Typus» der Beendigung von Pflegeverhältnissen ist für alle Beteiligten ein hochrelevanter Prozess. Hier stellen die in den Prozess verwobenen Menschen manchmal den Erfolg und damit den Sinn des gesamten Pflege-

verhältnisses rückwirkend in Frage. Die «vor der Zeit» beendeten Pflegeverhältnisse und besonders die Umplatzierungen werden genau untersucht und ergeben interessante Ansatzpunkte für die Praxis.

Ein für uns wichtiges Gesamtergebnis der Studie spricht für eine weitere Professionalisierung der Fachpersonen. Die Professionalisierung von Fachpersonen im Pflegekinderbereich sollte reflexive und selbstreflexive professionelle Strategien wie «Indikationsfragen klären», «Passung kommunikativ optimieren», «Prozess- und Ressourcenwissen aktualisieren», «normative Überzeugungen reflektieren», «geteilte Verantwortung wahrnehmen», «Beratung ‹bei Bedarf› institutionalisieren», «Veränderungen ermöglichen» und die Planung individueller Pflegeformen fokussieren. Weiterentwickelt werden müssen ebenso situationsangepasste Beratungskonzepte und eine stärkenorientierte Würdigung der faktischen Leistungen von Pflegefamilien. Für die Entwicklung von Angeboten im Bereich der Qualifizierung von Pflegeeltern und Fachpersonen, wo wir auch als Fachstelle aktiv sind, gibt uns die Studie damit wertvolle Anregungen und Hinweise.

Yvonne Gassmann hat eine hochkarätige empirische Untersuchung vorgelegt, die einen eigenständigen Beitrag zur erziehungswissenschaftlichen Grundlagenforschung über die Entwicklung von Pflegekindern und Pflegefamilien darstellt. Dank ihres bewundernswerten Engagements und grossen Fachwissens ist ihr ein wertvoller Beitrag zur Qualitätsverbesserung im Pflegekinderbereich gelungen. Dafür möchten wir Yvonne Gassmann herzlich danken.

Zürich, im August 2009

Barbara Raulf und Peter Grossniklaus
Fachstelle Pflegekinder-Aktion Schweiz

Dank

All jenen, die zum Zustandekommen des vorliegenden Buches beigetragen haben, danke ich vielmals. Ich freue mich, mit der dargelegten empirischen Untersuchung einen Beitrag für die Grundlagenforschung zur Entwicklung von Pflegekindern und Pflegefamilien zu leisten und ebenso Hinweise für die professionelle Praxis im Pflegekinderbereich geben zu dürfen. Im Arbeitsprozess wurde ich von verschiedenen Personen unterstützt.

Allen voran bedanke ich mich bei den Pflegeeltern, die wiederholt an der Untersuchung teilgenommen haben und ermöglichen, Aussagen zu langen Entwicklungslinien zu machen. Ihre Bereitschaft, differenziert Auskunft zu geben, erlaubt gehaltvolle Aussagen zu dem, was Pflegebeziehungen bringen (Outcome). Ich danke ihnen für die Beantwortung der vielen Fragen und für die persönlichen Ausführungen zu ihrer Situation. Ich bedanke mich dafür, von ihren Erfahrungen lernen zu dürfen, und für das mir entgegengebrachte Vertrauen. Ebenso bedanke ich mich bei den Pflegekindern, die gar keine Kinder mehr sind, sondern Jugendliche und junge Erwachsene, für ihre aufschlussreichen Antworten. Nur sie wissen, wie es ist, Pflegekind zu sein.

Ein herzliches Dankeschön spreche ich Prof. Dr. Walter Herzog, meinem Doktorvater an der Universität Bern, Abteilung Pädagogische Psychologie des Instituts für Erziehungswissenschaft, aus. Er hat mein wissenschaftliches Wunschprojekt gekonnt, engagiert, kontinuierlich und freundschaftlich unterstützt. Seine wertschätzenden Rückmeldungen zu meiner Arbeit sind für meine wissenschaftliche und persönliche Entwicklung wegweisend. Weiterer besonderer Dank gilt Prof. Dr. Armin Hollenstein, Daniela Blum-Giger und Dr. Elena Makarova von der Abteilung Pädagogische Psychologie für ihre kenntnisreichen Ratschläge auf statistische und forschungsmethodische Fragen zur Verschränkung von quantitativen und qualitativen Analyseverfahren sowie auch für persönliche Antworten. Sie haben in unterschiedlichen Projektphasen wesentlich dazu beigetragen, dass ich nun trotz der Komplexität des Forschungsgegenstandes und des Untersuchungsdesigns eine Vielfalt von Ergebnissen strukturiert präsentieren kann.

Ein grosses Dankeschön gebührt Prof. Dr. Jürgen Blandow (Universität Bremen) für seine Zuversicht, dass ich die Thematik gewinnbringend weiter untersuchen kann und sollte, sowie für sein Interesse an meiner Forschungstätigkeit über einige Jahre hinweg. Ich danke ihm vielmals dafür, von seiner jahrzehntelangen Erfahrung im Pflegekinderbereich profitieren zu dürfen, und für die wertvollen Hinweise während unterschiedlicher Etappen bei der Entstehung der vorliegenden Arbeit. Ich bedanke mich ebenso bei Prof. Dr. Klaus Wolf (Universität Siegen). Die Beschäftigung mit seinen Publikationen und seinen ganzheitlichen Zugängen zum Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen hat mein wissenschaftliches Denken und die vorliegende Arbeit stark geprägt. Ich danke vielmals für seine Bereitschaft, das zweite Gutachten zu meiner Dissertation vorzunehmen, und für die darin enthaltenen wertvollen und meine Arbeit bestätigenden Rückmeldungen. Wichtige Hinweise zu meiner Arbeit erhielt ich auch von Prof. Dr. Detlef H. Rost (Universität Marburg) und den beiden anonymen Gutachtern seiner Reihe. – Dafür bedanke ich mich.

Peter Grossniklaus und Barbara Raulf von der Fachstelle Pflegekinder-Aktion Schweiz und Rita Aemmer von der Fachstelle Pflegekinder-Aktion Bern danke ich herzlich dafür, dass sie ihre langjährigen Erfahrungen im Pflegekinderbereich gerne mit mir teilten, und für viele Antworten und aufschlussreiche Hinweise zu meiner Arbeit. Ich danke für die wertvollen Angaben zur gelebten Praxis des Pflegekinderwesens sowie für die Hilfe bei der Ausgestaltung der Fragebogen und Empfehlungen für die Fachpersonen. Ebenso bedanke ich mich herzlich bei Jeannine Hess (Amt für Soziale Sicherheit, Kanton Solothurn) für ihre sowohl wissenschaftlichen wie auch praxisbezogenen fachlichen und persönlich bereichernden Betrachtungen und für viele spannende Diskussionen.

Heidi Bucher-Steinegger (Amt für Jugend und Berufsberatung, AJB, Kanton Zürich) danke ich vielmals für das persönliche Interesse an meiner Forschungsarbeit und für ihr Engagement, so dass die Befragung der Fachpersonen realisiert werden konnte. Ich bedanke mich ebenso bei den Mitgliedern der Fachgruppe Pflegekinder des AJB und allen Fachpersonen, die einen Fragebogen ausgefüllt haben.

Tobias Studer bin ich zu grossem Dank verpflichtet für die Begutachtung meiner vollständigen Ausführungen aus der soziologischen «Aussenperspektive» und der Perspektive Sozialer Arbeit. Niklaus Mäder danke ich für die lernreichen

Tipps aus journalistischer Sicht. Diese beiden Kollegen haben zur Qualität der vorliegenden Arbeit wesentlich beigetragen, indem sie diese mit professioneller Distanz, kritisch und in einem grösseren Kontext sahen.

Ein besonderes Dankeschön gilt meinem familiären Umfeld. Vielmals danke ich meiner Schwester Ursula Gassmann fürs genaue Durchlesen meiner Ausführungen und fürs Nachrechnen. Meiner Mutter Beatrice Schultheiss danke ich gleichermaßen herzlich für ihre hilfreichen Fertigkeiten als Kauffrau und als Grossmutter. Meinen Kindern Jael, Micha und Simon und meinem Lebenspartner und Ehemann Thomas Kiener Gassmann bin ich vor allem anderen fürs unendlich wertvolle Hiersein dankbar.

Ohne Beat Niederberger und Catherine Ducret, ihre (Pflege-)Familie, viele Fragen und ebenso viele mögliche Antworten wäre es mir kaum in den Sinn gekommen, über Pflegefamilien zu forschen. Von den Gesprächen und der darauf folgenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Pflegekinderthematik habe ich fachlich, aber vor allem auch persönlich riesig profitiert. Die vorliegende Arbeit steht in enger Verbindung mit den Pflegekindern Rahel, Laura und Luca Bär. Die Beschäftigung mit ihren Geschichten in der Pflegefamilie Niederberger-Ducret ist für mein Interesse am Pflegekinderbereich grundlegend. Ihnen bin ich zu grösstem Dank verpflichtet; ihnen ist dieses Buch gewidmet. – In der Hoffnung, etwas Licht in den Pflegekinderdschungel gebracht zu haben.

Bern, im August 2009

Yvonne Gassmann

Inhalt

1	Einleitung	17
1.1	Forschung im Kontext pflegefamiliärer Lebensformen	20
1.2	Aufbau der Forschungsarbeit.....	29
2	Forschungsstand und theoretische Grundlagen	33
2.1	Konzeptionen und Befunde der Ersterhebung	34
2.1.1	Bestimmung des Gelingens von Pflegebeziehungen	35
2.1.2	Hypothesen zum Zusammenspiel bedeutsamer Faktoren	38
2.1.3	Empirische Überprüfung der Hypothesen	40
2.1.4	Ergebnisse und Folgerungen für die Forschung und Praxis	41
2.2	Neuere Forschung zu Pflegebeziehungen.....	46
2.2.1	Europäische Wirkungsforschung im Pflegekinderbereich.....	47
2.2.1.1	Forschungsergebnisse zur Entwicklung der Pflegekinder	50
2.2.1.2	Forschungsergebnisse zur inner- und interfamilialen Beziehungsgestaltung	55
2.2.2	Pflegekinderforschung in der Schweiz.....	60
2.2.3	Bilanz zum Forschungsstand.....	61
2.2.4	Ausgangspunkte für die Follow-up-Erhebung	65
2.3	Entwicklungspsychologische Grundlagen.....	67
2.3.1	Entwicklungspsychologische Konzepte in Bezug auf Pflegekinder.....	69
2.3.1.1	Allgemeine und pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben	70
2.3.1.2	Identitätsbildung als allgemeine und pflegekindspezifische Problematik.....	72
2.3.1.3	Beziehungen als Ressourcen.....	75
2.3.2	Dimensionen der Familienentwicklung in Bezug auf Pflegefamilien	77
2.3.3	Wechselwirkungsprozesse: Individuum – Familie(n)	81
2.3.4	Ansprüche an die Pflegefamilienforschung.....	83
3	Fragestellungen	87
3.1	Verbleib der Pflegekinder	88
3.2	Förderliche Bedingungen für die Entwicklung der Pflegekinder	88
3.3	Förderliche Bedingungen für das Gelingen von Pflegebeziehungen	90

3.4	«Typische» und «geeignete» Pflegefamilien	92
3.5	Kontext zur Beantwortung der Fragestellungen	93
4	Forschungsmethode	97
4.1	Forschungsmethodische Grundlagen	97
4.1.1	Untersuchungsdesign	97
4.1.2	Zusammensetzung der Stichproben	99
4.1.2.1	Stichprobe der im Jahr 1998 angeschriebenen Pflegeeltern	99
4.1.2.2	Realisierte Stichprobe der Pflegeeltern von 1998	101
4.1.2.3	Stichprobe der die Adresse angegebenden Pflegeeltern	102
4.1.3	Methodische Zugänge zum Forschungsgegenstand	103
4.1.4	Entwicklung und Aufbau der Erhebungsinstrumente	106
4.1.4.1	Pflegeelternfragebogen	107
4.1.4.2	Pflegekinderfragebogen	110
4.1.4.3	Behördenfragebogen	111
4.1.5	Durchführung der Datenerhebungen und Datenschutz	112
4.2	Datenaufbereitung	114
4.2.1	Datenkontrolle	114
4.2.2	Realisierte Stichproben: Beschreibungen und Bewertungen	115
4.2.2.1	Übersicht zu den Datenquellen	115
4.2.2.2	Hauptstichprobe der Pflegeeltern	116
4.2.2.3	Teilstichprobe der Pflegekinder	119
4.2.2.4	Ergänzende Stichprobe der Behörden	120
4.2.3	Datensätze	121
4.2.3.1	Vollständiger und kindzentrierter Pflegeeltern Datensatz	121
4.2.3.2	Pflegekinder-Pflegeeltern-Datensatz	122
4.2.3.3	Vollständiger, vergleichender und ergänzender Behörden Datensatz	122
4.3	Auswertung der quantitativen Daten	123
4.3.1	Statistische Analyseverfahren	123
4.3.1.1	Univariate und bivariate Analyseverfahren	124
4.3.1.2	Vergleichsgruppen und Kovariaten	126
4.3.1.3	Faktorenanalyse und Skalenbildung	127
4.3.1.4	Varianzanalyse für Gruppenvergleiche	130
4.3.1.5	Regressionsanalyse	131
4.3.2	Auswertung der Pflegeeltern- und Pflegekinderdaten	133

4.4	Auswertung der qualitativen Daten	134
4.4.1	Verfahren zur Codierung und Kategorisierung.....	135
4.4.2	Gütekriterien kategorienbasierter Verfahren.....	140
4.4.3	Kategorienbasierte Analyse der Freitextantworten	143
4.4.3.1	Analyse des Ausgangsmaterials	143
4.4.3.2	Fragestellung der Analyse.....	147
4.4.3.3	Ablaufmodell der Analyse	148
4.4.3.4	Fall-Summaries und Typisierung	150
4.4.3.5	Thematisches Kategoriensystem.....	151
4.4.3.6	Generierung ergänzender Hypothesen.....	156
5	Ergebnisse	157
5.1	Verbleib der Pflegekinder	158
5.1.1	Status der Pflegeverhältnisse und Beendigungsbedingungen	158
5.1.2	Verbleibende, selbstständige, umplatzierte und rückgeführte Pflegekinder.....	164
5.2	Pflegekindliche Entwicklung.....	172
5.2.1	Gesundheit, Handicap und Krankheit.....	173
5.2.2	Schulische und berufliche Ausbildung.....	179
5.2.3	Bewältigung von allgemeinen Entwicklungsaufgaben.....	181
5.2.4	Bewältigung von pflegekindspezifischen Entwicklungsaufgaben	191
5.2.5	Besuchskontakt und Besuchskontaktbedeutung	205
5.2.6	Förderliche Entwicklungsbedingungen	209
5.3	Pflegefamiliale Entwicklung.....	214
5.3.1	Familienstrukturelle Faktoren.....	215
5.3.2	Innerfamiliales Beziehungsgeflecht	216
5.3.3	Gelingen der Pflegebeziehungen.....	226
5.3.4	Interfamiliales Beziehungsgeflecht	234
5.3.5	Selbstverständnis.....	241
5.3.6	Fachliche und soziale Unterstützung der Pflegefamilien	249
5.4	Zusammenwirken pflegekindlicher und pflegefamilialer Entwicklung	258
5.4.1	Hypothesengeleitete Betrachtung der Wechselwirkungsprozesse	259
5.4.2	Typisierte Pflegebeziehungen: qualitativ und quantifiziert.....	265
5.4.3	Exemplarische zusammenführende Analysen	276

6	Diskussion	287
6.1	Empirischer Zugang zum Forschungsgegenstand.....	287
6.1.1	Methodische Vorentscheide und Umsetzungsmöglichkeit.....	288
6.1.2	Anwendung der Gütekriterien.....	289
6.1.3	Verwertbarkeit der Untersuchungsergebnisse.....	292
6.2	Betrachtungen zu Ressourcen im Beziehungsgeflecht.....	296
6.2.1	Entwicklungsförderliche zielkonforme Dauer- und Wochenpflege.....	297
6.2.2	Zu bewältigende Loyalitätskonflikte.....	302
6.2.3	Entwicklungshemmende Umplatzierungen.....	304
6.2.4	Exkurs zum Theorienstreit.....	307
6.3	Folgerungen für die Praxis des Pflegekinderbereichs.....	310
7	Zusammenfassung	325
	Literaturverzeichnis.....	335
	Gesetze/Verordnungen/Richtlinien (chronologisch).....	345
	Tabellenverzeichnis.....	346
	Abbildungsverzeichnis.....	348
	Abkürzungsverzeichnis.....	349

1 Einleitung

Platzierungen von Kindern in Pflegefamilien erfolgen, um die Entwicklung der Kinder zu sichern, sie zu schützen und ihnen im familialen Kontext förderliche Entwicklungsbedingungen anzubieten. Sie haben als Form der *Hilfe für Kinder* eine lange Tradition. Im Laufe der Geschichte wurde zunehmend erkannt und dahingehend sensibilisiert, zunächst die Entwicklung der Kinder in ihren leiblichen (Herkunfts-)Familien zu sichern, bevor die Kinder in die Obhut «fremder» Familien gegeben werden.¹ In der Schweiz fehlen systematische statistische Erhebungen, die etwa Auskunft zur Anzahl von Pflegekindern erteilen. Ebenso ist bisher wenig Einheitliches und Verbindliches im Pflegekinderwesen handlungsleitend. Mit der stärkeren Sensibilisierung und der Zunahme ambulanter familienbegleitender Massnahmen kann dennoch ein Rückgang der Anzahl fremdplatzierter Kinder ausgemacht werden (vgl. Kap. 2.2). Pflegekinder, die aufgrund erkannter multipler familialer Belastungssituationen mit unzureichenden oder hemmenden Entwicklungsbedingungen dennoch in Familienpflege kommen oder gekommen sind, bringen demnach verschiedene *Risikofaktoren* mit.

In der vorliegenden Studie geht es um Pflegeeltern und um *ihre* aufgrund ihrer Geschichte (Belastungen, Deprivation) und teilweise genetisch-biologischer Dispositionen und Handicaps *vulnerablen* Pflegekinder. Diese Pflegeeltern und -kinder wurden 1998 in einer Studie zur Wahrnehmung und zum Erleben von Pflegebeziehungen durch Pflegeeltern erfasst (vgl. Gassmann 2000). Damals konnten mit einem *salutogenetischen Zugang*, der nach subjektiven und überindividuellen Bedingungen gesunden (gelingenden) Aufwachsens, protektiven Faktoren und «Invulnerabilität» (Widerstandsfähigkeit) fragte (vgl. Bengel & Belz-Merk 1997, p. 24), *Ressourcen* ermittelt werden. Die Ressourcen erlaubten fast allen Pflegeeltern, ein zunächst «fremdes» Kind erfolgreich in ihre (Pflege-)Familie zu integrieren und die Herkunftsfamilien damit zu entlasten (vgl. Kap. 2.1).

1 Historisch bedeutsam sind für das schweizerische Pflegekinderwesen seine Geschichte der Verdingkinder und der so genannten Kinder der Landstrasse. Das ehemalige Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» (Pro Juventute) hatte in der Zeitspanne nach dem Ersten Weltkrieg bis 1973 über 600 Kinder von jenen Eltern getrennt und in Heime und Pflegefamilien platziert (vgl. Leimgruber, Meier & Sablonier 1998, p. 5).

Die *Follow-up-Erhebung* hat 2007 stattgefunden und wird in der vorliegenden Abhandlung präsentiert. Sie beabsichtigt mit einem Verständnis sowohl für die *Vulnerabilität* als auch für die *Resilienz* der Pflegekinder im pflegefamilialen Beziehungsgeschehen Folgendes:

Der Verlauf von Pflegebeziehungen soll anhand des Verbleibs der mittlerweile jugendlichen Pflegekinder, respektive des Ausgangs (Outcome) von Pflegebeziehungen, berichtet werden. Es soll die Entwicklung der Pflegekinder und Pflegefamilien eingeschätzt werden, um wirkende Ressourcen im Beziehungsgeflecht zu erfassen, zu kommunizieren und zu koordinieren.

Die Gesellschaft, vertreten durch behördliche Instanzen und Fachpersonen, muss *Verantwortung* für eine ausser(herkunfts)familiale Platzierung und deren Tragweite für die Kinder und ihre Familie oder genauer gesagt ihre beiden Familien übernehmen können. Die Intervention des Herausnehmens eines Kindes aus seiner Familie und der Platzierung in eine andere Familie ist eine gravierende, oft traumatische Belastung und nicht rückgängig zu machende Erfahrung. Im (pflege-)familialen Alltag müssen die Pflegeeltern selbst sich verantwortlich für das Pflegekind fühlen und Vielfältiges leisten. Den Pflegekindern wird *spezifischer Förderbedarf* im pflegefamilialen Setting attestiert. Die Pflegefamilienforschung muss daher aus einer pädagogisch-psychologischen Perspektive evidenzorientiert *entwicklungsförderliche Bedingungen* und somit das Wohl des Kindes fokussieren. Die Situation der (pflege-)familialen Fremdbetreuung ist eine erzieherische, die pädagogisch teilweise *bewusst* gestaltet werden kann und muss. Gerade weil die Pflegeeltern im pädagogischen Alltag mit ihrem Pflegekind trotz grosser Anforderungen scheinbar unermüdlich *pragmatisch optimistisch* agieren (vgl. Kap. 2.1.4), liegt es nahe, diese Situation und ihre Wirksamkeit empirisch zu analysieren.

Um Entscheide *verantwortlich* zu fällen, bedarf es Grundlagen. Eine (Grundlagen-)Forschung zum (schweizerischen) Pflegekinderbereich ist daher notwendig. Die vorliegende Abhandlung trägt dazu bei, die Situation aus der pflegefamilialen *Innenperspektive* umfassend darzustellen. Die Darlegungen gehen weit über das pädagogische Verhältnis hinaus, denn sie zielen auf Ressourcen im Beziehungsgeflecht. Im Folgenden werden aus der Innenperspektive der Betroffenen und des für sie alltäglichen (Beziehungs-)Geschehens auch *wichtige Erfordernisse* an das Pflegekinderwesen oder genauer gesagt an die soziale und

politische Arbeit im Pflegekinderbereich aufgezeigt. Die argumentative Aussenperspektive Sozialer Arbeit steht dabei weniger im Vordergrund. Ebenso wird anerkannt, dass handlungsleitende Kriterien und Standards für Pflegekinder in der Schweiz zwar nicht definiert sind, jedoch *aktuell* diskutiert werden.² Daher soll in der vorliegenden Arbeit der Pflegekinderbereich nicht grundlegend bewertet werden, sondern der notwendige Beitrag zur Diskussion aus der Perspektive der Pflegefamilien geleistet werden.

Pflegekindern sind die Erfahrungen von erlebten Defiziten in Beziehungen gemeinsam. Unterschiedliche Erlebnisse prägen und sensibilisieren die Pflegekinder zwar verschieden, dennoch bleibt als gemeinsame Erfahrung, dass der generationsübergreifende Beziehungsbereich bei allen tangiert und vielfach beeinträchtigt wurde. Eine stabile Beziehung ist – empirisch konvergent belegt – Voraussetzung für eine gesunde, das heisst ganzheitliche Entwicklung. Das Arrangement (Pflege-)Familie bietet zumindest ideologisch eine natürliche Atmosphäre, um Beziehung als grundlegendes Bedürfnis vertrauensvoll zu erfahren (vgl. Kap. 1.1). Die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung (Bindung), respektive einer stellvertretenden generationsübergreifenden Beziehung, ist für die Entwicklung von Kindern unbestritten (vgl. Kap. 2.3). Selbstbewusstsein, emotionale Ausgewogenheit, Selbstständigkeit und Handlungsfähigkeit sowie soziale Kompetenz sind konsensfähige inhaltliche Ziele für die Entwicklung von Kindern. Diese *Effekte* setzen eine Beziehung mit emotionaler Wärme und erklärbaren Regeln sowie einen sich erweiternden und zu gestaltenden Lebensraum als Entwicklungsbasis voraus (vgl. Schneewind 1998, p. 156; 1999, p. 139). Die vorliegende Follow-up-Erhebung möchte erfassen, ob eine ganzheitliche Entwicklung zu persönlicher Autonomie (Selbstsicherheit und Handlungsfähigkeit), Gemeinschaftsfähigkeit und verantwortungsvoller Weltgestaltung (soziale Kompetenz und Freundschaft) sowie körperlicher Integrität und sinnstiftender Wertorientierung (physische und psychische Gesundheit) mit der *Massnahme* einer Pflegefamilienplatzierung *über die Adoleszenz hinaus* gelingen kann. Geeignet definierte und operationalisierte Outcome-Variablen sollen eine Einschätzung der

2 Die geltenden gesetzlichen Grundlagen sind minimal (vgl. Kap. 2.2.3). Derzeit ist jedoch die Überarbeitung und Ergänzung der Pflegekinderaufnahmeverordnung (PAVO 1977) – die Verordnung über die ausserfamiliäre Betreuung von Kindern (Kinderbetreuungsverordnung, KiBeV) – in der Vernehmlassung. Diese Kinderbetreuungsverordnung tritt voraussichtlich am 1. Januar 2011 in Kraft.

mittel- oder sogar langfristigen Wirkung der ursprünglichen Intervention in den Herkunftsfamilien und vor allem der Massnahme «Familienpflege» erlauben.

Nachstehend werden die Grundlagen der Forschung zu (Pflege-)Familien dargestellt, pflegefamilienspezifische Prozesse erläutert und zentrale Konstrukte des Pflegekinderwesens definiert (Kap. 1.1). Danach wird der weitere Aufbau der vorliegenden Forschungsarbeit dargelegt (Kap. 1.2).

1.1 Forschung im Kontext pflegefamiliärer Lebensformen

Pflegefamilien und Heime sind die beiden traditionellen alternativen Orte, um Kinder bei gegebener Notwendigkeit (staatlich geregelt) ausserhalb ihrer eigenen Familie umsorgen und erziehen zu können. Diese beiden Bereiche der ausserfamilialen Erziehung sind in vielen Fällen mit einem «Zwang» verbunden, der sich im pädagogischen Alltag und in der Sozialen Arbeit niederschlägt. Es handelt sich um eine Frage der Normalität und damit um Familienideologien. Zur Bestimmung der Begrifflichkeit der *Lebensform Pflegefamilie* soll zunächst auf die *Formenvielfalt* von pflegefamiliärer Betreuung von Kindern hingewiesen werden.³ Entwicklungsbedürfnisse der Kinder, aber auch Bedürfnisse von Herkunftseltern und -geschwistern, von Kindern der Pflegeeltern und der Pflegeeltern selbst sind verschieden und die Familienkonstellationen sind jeweils eine individuelle Antwort auf vielfältige Bedürfnisse dieser unterschiedlichen Personen.⁴ Die entwicklungspsychologische und familienentwicklungspsychologische Bedeutung von engen emotionalen Eltern-Kind-Beziehungen sind anerkannt, aber Eltern und Kinder sind nicht lebenslänglich in ein einziges Familiensystem integriert. Sie sind nacheinander Teil verschiedener familialer Systeme oder auch

3 Die aktuelle Ausdifferenzierung der pflegefamiliären Betreuung in der Schweiz ist Inhalt des Expertenberichtes zum Pflegekinderwesen im Auftrag des Bundesamtes für Justiz (vgl. Zatti 2005 und Kap. 2.2.3).

4 Dementsprechend steht bei der Eignung (Suche) von Pflegefamilien für Pflegekinder oft die *Passung* (bei Schupanz 1990 die Passungs-Findung) oder das Matching zwischen den individuellen Bedürfnissen des (zukünftigen) Pflegekindes und dem individuellen Angebot, welches eine (zukünftige) Pflegefamilie macht, im Vordergrund. Passung wird etwa als «Abstimmung, welche Familie für welches Kind am besten geeignet ist», definiert. Im Vordergrund steht dabei «das Zusammenwirken der beim Kind zu erwartenden Eigenarten, der pädagogischen Fähigkeiten, der Lebensform und der Lebensweise der künftigen Pflegefamilie» (Cengic et al. 2006, p. 23). Beim «Passungsprinzip» handelt es sich um plausible, literaturwissenschaftlich recherchierte Handlungsanleitungen (vgl. z.B. Rünzler 1999), deren Wirksamkeit jedoch noch nicht systematisch empirisch erhoben wurde (vgl. Kap. 6.3).

gleichzeitig Teil von verschiedenen Familien und stehen jeweils in Beziehung zu verschiedenen Familien und Familienmitgliedern (vgl. Fux 1994, p. 125). Diese *Diskontinuität* ist einerseits eine entwicklungsbedingte, andererseits ist sie auch in Form einer Abweichung von einem ursprünglichen Lebensentwurf und als eine Reaktion, um erneut Kontinuität herzustellen, möglich. Pflegeeltern versuchen die Aufgabe einer *kontinuierlichen* Betreuung von zur Pflege aufgenommenen Kindern zu erfüllen. Sie machen ein *familieninhärentes*, emotional umfangreiches Beziehungsangebot und übernehmen einen – oft nicht genauer bestimmten (vgl. Gassmann 2000, p. 24) – *ganzheitlichen* Erziehungsauftrag.

Pflegefamilien und die Aspekte der Beziehung und Erziehung zu definieren, ist nicht einfach. Probleme ergeben sich bereits bei der Bestimmung des Familienbegriffs. «Familie ist ein emotional besetztes Thema, das eigene Familienerfahrungen evoziert und ideologische Überzeugungen aktiviert» (Herzog, Böni & Guldimann 1997, p. 71). Familie ist somit Gegenstand ideologischer begrifflicher Auseinandersetzungen *und* zentraler Inhalt konkreter biographischer Erfahrungen, die im Alltag wirksam sind. Der Familie werden mythisch Leiblichkeit, ein gemeinsames Dach und ein gemeinsamer Name unterstellt. Diese Mythen stehen für ein «eigenes» Kind und eine «richtige» Familie. Gerade nicht-traditionelle Familien, wie Adoptiv-, Pflege-, Stieffamilien oder Familien mit künstlich gezeugten Kindern, unternehmen häufig grosse Anstrengungen, «um ihre Nicht-Normalität zu kaschieren» (ebd., p. 77f.). Familiendefinitionen erfolgen oft mit Bezugnahme auf familiäre Funktionen (vgl. Kap. 2.3.2). Die zentralen Familienfunktionen haben sich hin zum emotionalen Zusammenleben und zur Erziehung *gewandelt*. Wenn Familie jedoch nur über die Funktion der Primärsozialisation definiert wird, wird übersehen, dass andere Institutionen diese Funktion ebenso gut übernehmen können. Familie hat jedenfalls *ideologisch* die Funktion als *Zufluchtsort*. Der Familienbegriff ist moralisch und ideologisch, aber im Rahmen der Diagnostik und wissenschaftlicher Arbeiten hat die begriffliche Wahl Konsequenzen. Der Familienbegriff kann nur zeitlich und kulturell begrenzt bestimmt werden (vgl. Herzog, Böni & Guldimann 1997, p. 72–78). Nur ein strukturell offen definierter (Pflege-)Familienbegriff erlaubt, der organisatorischen Vielfalt und dem individuellen Selbstverständnis von Pflegefamilien gerecht zu werden. Nachstehend wird die «familiäre Funktion» für den pflegefamilialen Kontext präzisiert.

Bei einer pädagogischen Definition von Familie sind nach Herzog, Böni und Guldimann (1997, p. 81f.) die *Funktion der Elternschaft* und die *Funktion der Erziehung*, respektive das Generationsverhältnis mit «einer Differenzierung in Altersrollen» (ebd., p. 81), wesentlich. Die Rolle der Erwachsenen ist dabei auf *Erziehung* ausgerichtet. Pflegefamilien genügen diesem pädagogischen Familienbegriff, der keine Aussage über verwandtschaftliche oder legalistische Verhältnisse der Familienmitglieder macht. Ausser *funktional* sind Familien nach Karpel und Strauss (1983 zit. nach Schneewind 1998, p. 129) *längerfristig verpflichtet* und *rechtlich*, sie werden *wahrgenommen* und sind *biologisch* durch Blutsverwandtschaft definiert. Die Pflegefamilie ist eine kurz-, mittel-, länger- oder langfristig verpflichtete, funktionale, rechtliche und wahrgenommene Familie. Verwandtschaftlich sind die Beziehungen nur im Fall von Verwandtenpflege. Rund *ein Viertel* der (in der vorliegenden Untersuchung erfassten) Kinder und Jugendlichen in Pflege sind mit ihren Pflegefamilien *verwandt*. Bei Verwandtenpflege finden sich oft die beiden Generationen der Grosseltern und Enkelkinder (vgl. Gassmann 2000, p. 24/26/34–37/174).

Schneewind (1998, p. 130) definiert Familie psychologisch über die Beziehungsaspekte *Abgrenzung*, *Privatheit*, *Dauerhaftigkeit* und *Nähe*, um sie von anderen sozialen Beziehungsgefügen zu unterscheiden. Familiales Leben gestaltet sich dem Abgrenzungskriterium (1) entsprechend in wechselseitiger Bezogenheit und nach bestimmten Regeln sowie in raumzeitlicher Distanz von anderen Personen. Räumliche und zeitliche Distanz muss für Pflegefamilien im Besonderen wiederholt *ausgehandelt* und *ausbalanciert* werden. Das Kriterium Privatheit (2) bezieht sich dementsprechend auf einen räumlichen Ort oder eine Kommunikationsmöglichkeit, um sich auszutauschen. Die für Pflegefamilien geforderte öffentliche Kontrolle *kontrastiert* vertraute Privatheit zwar, dennoch ist es eine allgemeine «Familienentwicklungsaufgabe», sich als Familie zwischen Abgrenzung und Öffnung zu organisieren. In Bezug auf das Kriterium Dauerhaftigkeit (3) des Familienbegriffs mit «wechselseitiger Verpflichtung, Bindung und Zielorientierung» (Schneewind 1998, p. 130) gilt für Pflegefamilien sowie für die in Pflege genommenen Kinder und die Herkunftsfamilien *Ungewissheit*. Die Aspekte Dauerhaftigkeit und Stabilität werden für Pflegefamilien häufig thematisiert. Pflegebeziehungen brechen oft «vor der Zeit» (mit anderen Worten nicht zeitgerecht) ab, oder sie sind bereits als zeitlich befristete Intervention vorgesehen.

Nähe als Kriterium (4) meint physische, geistige und emotionale Intimität, die in Pflegefamilien häufig mit *Unsicherheit* verbunden ist.

Die Pflegeverhältnisse, die im Forschungskontext interessieren, sind so genannte *Dauer- und Wochenpflegeverhältnisse*.⁵ Bei diesen pflegefamilialen Formen leben alle platzierten Kinder und Jugendlichen unter der Woche am Tag und in der Nacht in den Pflegefamilien. Rund *ein Viertel* der (in der vorliegenden Studie betrachteten) Pflegekinder sind in *Wochenpflege*. Sie verbringen das Wochenende per Definition in ihrer Herkunftsfamilie,⁶ während der Rest der platzierten Kinder und Jugendlichen in Dauerpflege ist und auch am Wochenende in der Pflegefamilie verbleibt respektive verbleiben kann. Besuche werden für den Einzelfall vertraglich festgelegt, teilweise auch individuell zwischen Pflege- und Herkunftseltern vereinbart, und sind nicht per Definition gegeben.⁷ *Dauer* bezieht sich auch auf die Platzierungsdauer. Die Kinder und Jugendlichen in Dauerpflege wurden oft mit einer – impliziten – Dauerperspektive platziert. Die zur Platzierung führenden Belastungssituationen der Herkunftsfamilien der sich in Dauer- oder Wochenpflege befindenden Kinder und Jugendlichen unterscheiden sich. Namentlich gestalten sich die Indikationslagen für Dauerpflege komplexer (vgl. Gassmann 2000, p. 174/197).

Der Begriff Pflegefamilie ist somit einerseits in Abhängigkeit der Bedürfnisse der Familienmitglieder strukturiert und andererseits organisatorisch – etwa mit der Bezeichnung von Dauer- oder Wochenpflege – festgelegt. Zudem wird der

5 Daneben gibt es zum Beispiel so genannte SOS-, Notfall- oder Bereitschaftspflegefamilien für die zwischenzeitliche Betreuung von Kindern in Übergangsphasen. Tagespflegeverhältnisse, bei denen Kinder von Tagesmüttern/-eltern am Tag betreut werden, und zweijährige Adoptivpflegeverhältnisse, bevor eine Adoption erfolgen kann (vgl. Gassmann 2000, p. 58f.).

6 Diese alltagsnahe Definition von *Wochenpflege* gilt im Rahmen der vorliegenden Abhandlung. Sie wurde den befragten Pflegeeltern und Fachpersonen vorgelegt. Rechtlich wird nicht zwischen Dauer- und Wochenpflege differenziert (vgl. PAVO 1977). Wochenpflege wurde ursprünglich etwa von Eltern beansprucht, die Schicht arbeiteten und ihre Kinder daher nur an arbeitsfreien Tagen betreuen konnten. Die Bedingungen, um Wochenpflege zu beanspruchen respektive einzurichten, haben sich jedoch gewandelt. Formal lassen sich die Pflegeformen über «Tagessätze» (22 Tage für Wochen- und 30 Tage für Dauerpflege) unterscheiden. Wochenpflege könnte eine «sinnvolle Alternative» (Blandow 2004, p. 194) zur Dauerpflege darstellen, weil Besuche mit der Betreuungsform bereits definiert sind. Die Pflegeform wird in der Schweiz von Fachleuten jedoch «als wenig sinnvoll und oft problematisch» (Zatti 2005, p. 9) eingeschätzt und ist etwa in Deutschland wenig verbreitet (vgl. Blandow 2002, p. 10).

7 In der vorliegenden Abhandlung ist *Dauerpflege* darüber definiert, dass das Pflegekind grundsätzlich auch am Wochenende in der Pflegefamilie lebt. Die Herkunftseltern und das Pflegekind haben gemäss Art. 273 des ZGB (1907) dennoch ein Recht auf einen angemessenen persönlichen Umgang miteinander, also ein Besuchsrecht.

Begriff rechtlich bestimmt.⁸ Pragmatisch definiert ist es die Anwesenheit des Pflegekinde, welche die Pflegefamilie ausmacht. Indem das Pflegekind mit dem Herausnehmen aus seiner Familie und der Platzierung in eine andere Familie zum Pflegekind wird, wird seine ursprüngliche Familie zur Herkunftsfamilie.⁹ Das Pflegekinderwesen umfasst alle irgendwie beteiligten Personen und Institutionen, die sozialen und gesetzlichen Rahmenbedingungen sowie die zur Verfügung stehenden Informationen zu den Prozessen, die auf die Pflegekinder einwirken. Durch «die Verflechtungen auf unterschiedlichen Ebenen» handelt es sich beim Pflegekinderwesen «um eine äusserst komplexe Angelegenheit» (Zatti 2005, p. 8).

Im Pflegekinderbereich wird traditionell auf *bindungs-* und *systemtheoretische* Perspektiven Bezug genommen. Auch Bezüge zu psychotherapeutischen Konzepten der Psychoanalyse und zur systemischen Familientherapie werden theoretisch hergestellt. Eher individuumszentrierte Aspekte werden systemischen Aspekten gegenübergestellt und bisher oft kontroverse Bedürfnisse der Pflegekinder und ihrer beiden Familien hervorgehoben. Erst in gegenwärtig geführten fachlichen Diskussionen gelingt eine Überwindung des theoretischen Streits. Dies erfolgt zu Gunsten einer kontinuieritätsorientierten, für die Pflegekinder

-
- 8 Alle Dauer- und Wochenpflegeverhältnisse sind grundsätzlich *bewilligungspflichtig* und stehen unter *Aufsicht* (vgl. z.B. Verordnung über die Pflegekinderfürsorge des Kantons Zürich 1969; Pflegekinderverordnung des Kantons Bern 1979). Einzelne Kantone haben die Bewilligungspflicht für Verwandte aufgehoben (vgl. Zatti 2005, p. 15). Nicht bewilligungspflichtig – daher oft problematisch – sind Pflegeverhältnisse mit einer zeitlichen Dauer von bis zu drei Monaten; darunter fallen SOS-Platzierungen (vgl. Art. 316 ZGB 1907 und Art. 4 PAVO 1977).
- 9 Der Begriff *Pflegekind* bezieht sich in der *vorliegenden Abhandlung* auf die erfolgte Platzierung in eine «fremde» Familie und macht keine Aussage zum Alter der so platzierten Person. Der Begriff betrifft nicht die rechtliche Definition (vgl. Kap. 2.2.3). Pflegekind meint *sozial* das Kind von Pflegeeltern zu sein oder gewesen zu sein. Pflegekinder sind in der 2007 betrachteten Stichprobe mehrheitlich Jugendliche und junge Erwachsene (vgl. Kap. 4.2.2.2). Der Begriff *Herkunftsfamilie* ist vor allem aus der Perspektive der Eltern, die ihre Kinder in Pflege geben mussten, problematisch. Für die vorliegende Forschungsarbeit, welche die Verhältnisse aus der Perspektive der Pflegefamilien untersucht, ist er dennoch geeignet.

kontinuitätssichernden, Perspektive im Pflegekinderbereich.¹⁰ Die polarisierende *Hauptkontroverse* im Pflegekinderwesen dreht sich um die Aufgaben der Pflegefamilie als exklusive Ersatz- oder kompensatorische Ergänzungsfamilie. Dieser *Theorienstreit* kann einerseits auf die von Nienstedt und Westermann (1989) vertretenen Ansichten zurückgeführt werden, andererseits basiert er auf Empfehlungen des Deutschen Jugendinstitutes (1987). Verschiedene familienergänzende und -ersetzende Pflegeformen wurden jedoch bereits von Zenz (1982 zit. nach Nienstedt & Westermann 2007, p. 18f.) definiert. In der Tabelle 1.1 sind die wichtigen Komponenten der Kontroverse einander gegenübergestellt.

Tabelle 1.1: Komponenten der Hauptkontroverse

Ersatzfamilien [Nienstedt & Westermann (1989)]	Ergänzungsfamilien [Deutsches Jugendinstitut (1987)]
Dauerhafte Platzierung	Zeitweilige [oder längerfristige] Platzierung
Pflegekinder müssen vor den Eltern geschützt werden, um sich gesund entwickeln zu können [die Mehrheit der Pflegekinder wurde in den Herkunftsfamilien traumatisiert]	Eine gesunde Entwicklung setzt die reale Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie voraus [nur ein Teil der Pflegekinder wurde in den Herkunftsfamilien traumatisiert]
Emotionale Ablösung des Pflegekindes von der Herkunftsfamilie	Beziehungsaufbau und/oder -stabilisierung zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie
Pflegeeltern können nur begrenzte therapeutische Funktionen übernehmen	Pflegeeltern können umfassende therapeutische Funktionen übernehmen
Hauptziel ist eine Quasi-Adoption des Pflegekindes durch die Pflegeeltern	Hauptziel ist die Reintegration des Pflegekindes in seine Herkunftsfamilie
Pflegefamilien sind nur als relativ geschlossene Systeme funktional	Pflegefamilien sind nur als relativ offene Systeme funktional
Orientierung am Kindeswohl	Orientierung am Familienwohl

(Gassmann 2000, p. 54)

10 Im Vordergrund steht *aktuell* die seit Ende der 60er Jahre im Pflegekinderwesen international anerkannte Bedeutung der psychischen Bindungen der Kinder an Erwachsene (biologische Eltern, Adoptiv- oder Pflegeeltern). Daraus resultieren einerseits Forderungen, die einen Verbleib der Kinder in den Herkunftsfamilien oder aber Rückführungen nach einer ausserfamiliären Platzierung fördern. Andererseits wird gefordert, eine langfristige Zukunftsplanung in der Pflegefamilie zu ermöglichen, indem die entstandenen Lebensverhältnisse auch rechtlich anerkannt werden (vgl. Salgo 1984). Zusammenfassend muss eine weitsichtige «Permanency»-Planung gewährleistet werden (vgl. Horejsi 1979 zit. nach Permien 1987), welche «die Beständigkeit der Eltern-Kind-Beziehung» oder die «Dauerhaftigkeit der [pflegefamiliären] Kindesbeziehung» sichert (Salgo 1991, p. 120).

Der Theorienstreit bezieht sich auf die Bedeutung von Bindungen des Pflegekinds an seine Herkunftsfamilie und konkretisiert sich anhand von Besuchen des Pflegekinds und seiner Herkunftsfamilie (vgl. z.B. Kötter 1997). Weder die Konzeption der Pflegefamilie als Ersatzfamilie noch jene der Pflegefamilie als Ergänzungsfamilie wird dabei der *individuellen* Situation der Pflegekinder oder der *komplexen* Situation von Pflegeverhältnissen gerecht. Die ursprünglich polarisierenden Konzepte gehen beide von einem zu *statischen* Familienbild aus und sind zu stark an *Defiziten* orientiert. Sie vernachlässigen *Prozesse* im pflege- und im herkunftsfamilialen System sowie Interaktionen zwischen den beiden Systemen. Vor allem werden die Entwicklung und das Entwicklungspotenzial der Pflegekinder, namentlich Resilienzfaktoren, zu wenig berücksichtigt (vgl. Kap. 2.3.1.3). Mit allgemeinen handlungsleitenden Empfehlungen wird die Individualität einzelner Pflegeverhältnisse in den beiden konträren Konzepten zu wenig thematisiert (vgl. Gassmann 2000, p. 51–56):

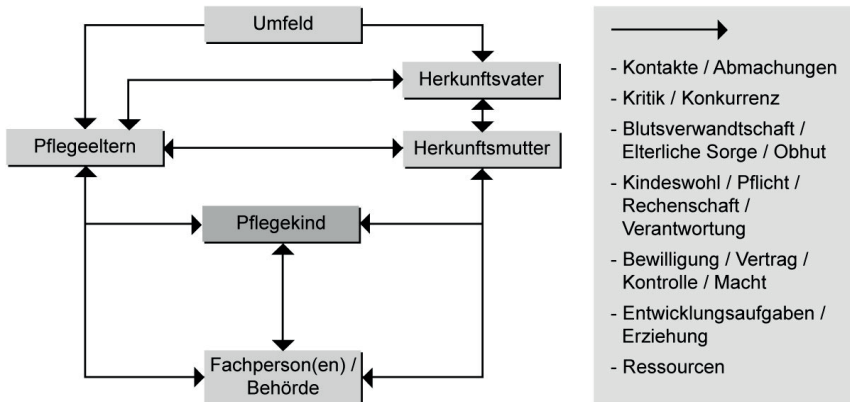
- Das *Konzept der Ersatzfamilie* zielt darauf, mit der Herkunftsfamilie «abzuschliessen», das Pflegekind zu «schützen» und alle Aufgaben in der Pflegefamilie zu erfüllen. Dieses Verständnis vernachlässigt einerseits die weiterhin präsenten und wirksamen Folgen von Defiziten aufgrund der fehlenden (herkunfts-)elterlichen Kompetenzen. Die biographische und teilweise auch reale Auseinandersetzung mit der Herkunft wirkt dennoch identitätsfördernd. Andererseits wird die Wirksamkeit von Ressourcen des Herkunftsfamiliensystems, wie etwa die Verbindung durch die Blutsverwandtschaft, zu wenig berücksichtigt.¹¹
- Das *Konzept der Ergänzungsfamilie* visiert die vorübergehende Entlastung und Ergänzung der Herkunftsfamilie an. Dieses Verständnis erfasst nicht, dass Systeme permanent in Prozessen stehen. Der Pflegefamilie ist es nicht möglich, sich auf die defizitären Bereiche zu beschränken, sondern es werden auch Prozesse in anderen (gesunden) Bereichen ausgelöst, die auf das Pflegekind wirken. Die Herausnahme des Kindes aus der Herkunftsfamilie verändert auch das herkunftsfamiliale System. Den Herkunftseltern werden Fähig-

11 Faltermeier, Glinka und Schefold (2003, p. 94ff.) heben zum Beispiel das hohe Verantwortungsbewusstsein der Herkunftsmütter gegenüber sich und ihren Kindern hervor. Entsprechend ihren Möglichkeiten aktivieren Herkunftseltern Ressourcen in Form des Aushaltens, Kämpfens oder Flüchtens (vgl. auch Kap. 2.2.1.2).

keiten zur Zusammenarbeit und im Erziehungsbereich zugetraut, die mindestens teilweise im Widerspruch zur erfolgten ausserfamiliären Platzierung stehen.

Der Theorienstreit basiert auf unterschiedlichen Annahmen mit konträren Zielsetzungen und entsprechend unterschiedlichen pflegefamiliären Funktionen. Die Konzentration auf den «neutralen» *Begriff Pflegefamilie* erlaubt, die Aufgabe der Pflege von Kindern in einem familialen Umfeld zu betrachten, ohne eine Aussage zum Verhältnis zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie zu machen. Im Fokus stehen dann die zu definierende Aufgabe und das zu bestimmende Gelingen der Pflege (vgl. ebd., p. 25 und Kap. 2.1.1). Eine differenzierte systemtheoretische Analyse von Pflegebeziehungen nimmt Bezug auf zirkuläre Konzepte und distanziiert sich von ideologischen Auseinandersetzungen. Die Betrachtung umfasst die Pflege- und Herkunftsfamilie des Kindes mit den jeweiligen Subsystemen und Individuen sowie weitere Subsysteme. Aber weder die System- noch die Bindungstheorie liefern per se Argumente für eine Ergänzungs- oder Ersatzfamilie. Der systemtheoretische Zugang verdeutlicht die Existenz der Herkunft und ihrer Wirkung. Dies macht allein keine Aussage dazu, ob ein enger Bezug und realisierter Kontakt des platzierten Kindes zu seiner Herkunft für dessen Entwicklung förderlich sind. Die Bindungstheorie hebt die Bedürfnisse des Kindes nach Beziehung, Schutz und Geborgenheit hervor, aber Kinder können enge Bindungen zu mehreren Personen haben (vgl. Gassmann 2000, p. 91f.).

Die vorliegende Untersuchung folgt mit dem Fokus auf *Entwicklungsverläufen* und *Beziehungsgewebe* zwar einer Logik, die als *system- oder gesellschaftstheoretisch* bezeichnet werden kann. Dabei werden jedoch die *Bedürfnisse des Kindes* und die Bedeutung von Bindungen hervorgehoben. (Zunächst) Unabhängig von einem Ersatz- oder Ergänzungsfamilienkonzept wird nach den *Ressourcen im Beziehungsgewebe* gefragt. Die Vielfalt (pflege-)familiärer Lebensformen spricht für die Betrachtung individueller Beziehungskonstellationen. Individuelle Ressourcen können bei verschiedenen Personen(-gruppen) und Beziehungen definiert werden (vgl. Abb. 1.1).



(vgl. Gassmann 2000, p. 75)

Abbildung 1.1: Beziehungsvieleck und Beziehungsaspekte

Die Situation des Pflegekindes lässt sich nicht nur individuell, sondern auch allgemein durch Beziehungsaspekte erläutern. Das Pflegekind erlebt Beziehungen innerhalb der Pflegefamilie, zu Pflegeeltern und -geschwistern. Ebenso sind Aspekte der Beziehungen des Pflegekindes zu seinen Herkunftseltern und zu biologischen Geschwistern, Halbgeschwistern oder Stiefgeschwistern wirksam. Eine weitere Beziehungsdimension betrifft die Beziehungsgestaltung zwischen den beiden Familien des Pflegekindes.

An Beziehungen haften *Erwartungen*. Wer Pflegekinder aufnimmt, betreut und begleitet, hat auch ein Eigeninteresse, hofft, in der Begegnung mit den Kindern Ausgleich zu erfahren, selber zu wachsen. Pflegekinder in ihren Pflegefamilien werden als dazugehörig und oft als «eigen» erfahren. Eine gelungene Integration zunächst «fremder» Kinder in eine Pflegefamilie akzeptiert den zumindest partiellen Ausschluss ihrer ersten Eltern. Entsprechend ist das (familiale) *Selbstverständnis* für das Beziehungsgeschehen bedeutsam. Als *diagnostischer Zugang* kann eine Reflexion über normative Erwartungen, Familienbilder und -ideologien, wie sie durch das Ersatz- oder Ergänzungsfamilienverständnis ausgedrückt werden, gewinnbringend sein. Die dargelegte Forschung richtet sich auf die *inner- und interfamilialen sozialen Bedingungen* und Wirkfaktoren, die zum «Erfolg» der Pflegebeziehung und zu gesund entwickelten Pflegekindern beitragen.

Daher werden die Ausprägungen eines Ersatz- und Ergänzungsfamilienverständnisses als Ressourcen betrachtet.¹²

1.2 Aufbau der Forschungsarbeit

Die vorangehenden Ausführungen benennen die Zielsetzung und den Kontext zur Pflegefamilienforschung mit relevanten begrifflichen Bestimmungen, womit die Ausgangslage skizziert wurde. Im Kapitel 2 folgt die Auseinandersetzung mit den *empirischen und theoretischen Grundlagen*. Die vorliegende Forschungsarbeit basiert auf der Ersterhebung von 1998, deren Konzeptionen und Befunde referiert werden. Es wird einerseits auf die neueren empirischen Arbeiten zu *Pflegebeziehungen* eingegangen, um Ausgangspunkte für die vorliegende Follow-up-Erhebung zu bestimmen. Andererseits werden entwicklungspsychologische Konzepte, in deren Rahmen allgemeine Entwicklungsaufgaben des Jugendalters und für Pflegekinder spezifische Entwicklungsaufgaben definiert werden, sowie Dimensionen der Familienentwicklung als Basis der vorliegenden Forschungsarbeit dargelegt.

Im Kapitel 3 stehen die *Fragestellungen* der Follow-up-Erhebung im Fokus. In Übereinstimmung mit der eingangs erläuterten Zielsetzung werden Leitfragen zu Entwicklungsverläufen und zu Ressourcen im Beziehungsgeflecht formuliert. Diese gliedern sich in vier Hauptbereiche zum Verbleib der Pflegekinder, zu förderlichen Bedingungen für die Entwicklung der Pflegekinder, zu förderlichen Bedingungen für das Gelingen von Pflegebeziehungen und zu «typischen» und «geeigneten» Pflegefamilien. Es wird ein *Prozessmodell* postuliert, auf dessen Grundlage die Forschungshypothesen formuliert werden. Zudem wird der *zeitliche Kontext* des Beziehungsgeschehens und -erlebens berücksichtigt.

Gegenstand von Kapitel 4 ist die *Forschungsmethode*. Im Mittelpunkt der Erhebungen stehen die Pflegeeltern. Zur Ergänzung und Kontrastierung werden

12 Im Folgenden wird, wie bereits bei der ersten Erhebung 1998, ein «ersetzendes» oder «ergänzendes» Pflegefamilienverständnis als mögliche Ressource im Beziehungsgeflecht betrachtet. Dabei wird methodisch vereinfachend vorausgesetzt, dass es sich um ein eindimensionales spezifisch operationalisiertes Konstrukt handelt (vgl. Kap. 5.3.2) und die Pflegeeltern sich eher als eine «ersetzende» oder «ergänzende» Familie verstehen. Die vorliegende Forschungsarbeit bezieht sich dabei nicht auf die polarisierenden Positionen von der Ersatz- und Ergänzungsfamilie.

Daten bei Pflegekindern selbst sowie bei Mitarbeitenden von Fachstellen erhoben. Die forschungsmethodischen Grundlagen mit dem Untersuchungsdesign, den anvisierten und den realisierten Stichproben sowie den Erhebungsinstrumenten werden dargelegt. Ebenso wird auf die Datenerhebung und -aufbereitung eingegangen. Die methodische Anlage des Forschungsprojekts beinhaltet einen quantitativen und einen qualitativen Zugang.¹³ Innerhalb der schriftlichen Erhebungen wurden von den Akteurinnen und Akteuren *Ratingskalenantworten* sowie *Freitextantworten* gegeben. Zur Auswertung der quantitativen Daten werden die ausgewählten statistischen Verfahren beschrieben und wird deren Anwendung auf die Daten von unterschiedlichen Informantinnen und Informanten festgelegt. Zur Auswertung der qualitativen Daten wird auf die Wahl des Verfahrens und spezifische Gütekriterien eingegangen sowie die schrittweise kategorienbasierte Analyse des qualitativen Materials veranschaulicht.

Im Kapitel 5 werden die *Ergebnisse* nach den vier inhaltlichen Hauptfragenbereichen zum Verbleib der Pflegekinder, zur Entwicklung der Pflegekinder, zur Entwicklung der Pflegefamilie sowie zu Wechselwirkungsprozessen zwischen pflegekindlicher und pflegefamiliärer Entwicklung präsentiert. Neben dem «örtlichen» Verbleib der Pflegekinder werden die Bedingungen bei den Beendigungen von Pflegeverhältnissen analysiert und so genannte Verbleibgruppen beschrieben. Die Bestimmung für die Pflegekinder förderlicher Entwicklungsbedingungen basiert auf Analysen zur Gesundheit, Ausbildung, Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und zu Besuchskontakten zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie. Zur pflegefamiliären Entwicklung werden strukturelle Faktoren, das inner- und das interfamiliäre Beziehungsgeflecht zwischen der Pflege- und Herkunftsfamilie, das Gelingen der Pflegebeziehung und das Selbstverständnis sowie unterstützende Faktoren analysiert. Die diskursive Überprüfung der Hypothesen bezieht sich einerseits auf die einzelnen Bereiche und erfolgt andererseits bereichsübergreifend nach dem zugrunde gelegten Prozessmodell. Es werden typisierte Pflegebeziehungen skizziert und es folgen zusammenführende Analysen.

13 Beziehungsaspekte können qualitativ und quantitativ stark variieren, weshalb Qualität und Quantität von erlebter Beziehung komplementär betrachtet werden (vgl. Kap. 4.1.3).